Die Geister des Sturmes.

Sozialer Roman von

Karl Landsteiner.

1. Kapitel.

Es war um die Mittagszeit. Die Sonnenscheibchen hell und warm, so daß die Luft, in deren Strahlen erzitterte. Blume und Strauch standen ganz unbewegt, wie träumend da. Auf der Waldwiese umgaukelten summende Bienen und bunttändelnde Schmetterlinge die offenen Blumenkelche. Manchmal kam eine größere Libelle daher oder eine Brummfliege, deren Flügel wie eine große Zange schwirrten. Sonst war es still und einsam hier. Hoch ragte hoch der geschlossene Wald, am Rande der Wiese, dort wo der Pfad aus dem Thale heraufmündete, ersichtlich.

Er blieb stehen und sah sich nach allen Seiten um, als ob er jemand suche.

Fast in doppelter Augenblicke trat aus der entgegengesetzten Seite ein Mädchen aus dem Walde, das, als es des jungen Mannes ansichtig wurde, ebenfalls stehen blieb, unschlüssig, ob es über die Wiese schreiten oder in den Wald zurückgehen sollte.

Es sah so aus, daß der Wanderer dieses Mädchen suchte — dasselbe wollte sich aber nicht finden lassen. Der Ausdruck ihres Gesichtes wenigstens und ihre keineswegs freundlichen Blicke sagten dies deutlich. Er aber rief: „Lori!" Und mit einigen gewaltigen Sätzen war er hinüber an die Stelle gekommen, wo das Mädchen sich befand, das — wohl in der Erkenntnis, einem Fluchtversuch nicht mehr mit Erfolg ausführen zu können, den Verfolger erwartete.

„Hat man dich," fragte das Mädchen, ein blasses, schwarzhaariges und dunkeläugiges Ding, mürrisch, „herausgeschickt, mich zu holen?"

„Nein, ich hab' es aus eigenem Antrieb gethan."

„Da hätt'st du auch etwas Gescheiteres thun können!"

„Willst du nicht mit mir hinuntergehen, Lori? Das Mittagessen wartet..."

„Ich will nichts essen; ich wäre sonst nicht heraufgestiegen, um allein zu sein. Verstehst du mich?"

„Ich verstehe dich nur zu gut; trotzdem bitte ich dich, mir zu folgen. Du weißt doch, daß wir, daß ich besonders dich ungern bei Tisch vermissen. Also komm'!"

„Ich kann nicht!"

„Du kannst nicht? Ja, warum denn nicht?"

„Heute kann ich nicht." Und nach einer Weile fügte sie wie in Gedanken verloren hinzu: „Du könntest doch wissen, Guntram, daß heute der Jahrestag ist!"

„Ach ja — jetzt erinnere ich mich — es ist der Jahrestag, der vierte oder fünfte schon."

„Der fünfte. Mir aber ist zu Muthe, als wär' es der erste."

„Das sollte nicht sein, Lori! Du vertiefst dich hartnäckig in diese traurigen Erinnerungen, anstatt dich zu beruhigen und endlich einmal zu vergessen."

„Zu vergessen! Ja, so kannst du sprechen, der beschützt und gehätschelt von liebenden Eltern, in Reichthum und Ueppigkeit aufgewachsen ist und das Elend nur vom Hörensagen kennt."

„Du leidest ja auch keine Noth — es fehlt dir nicht an Liebe, da wir ja alle uns bemühen, dir das Leben angenehm zu machen. Was geschehen ist, können wir freilich mit dem besten Willen nicht ändern."

„Das ist wahr! Was geschehen ist, ist geschehen — aber vergessen kann ich's nie und nimmer."

„Du warst ja noch ein Kind, Lori!"

„Willst du damit sagen, daß ich damals noch nicht verstand, was sich zutrug? Du irrst — ich verstand es nur zu gut und lernt' es seitdem immer besser verstehen — von Tag zu Tag besser!"

„Wozu aber? Es bohrt sich der Groll dadurch immer mehr in dein Herz ein und läßt sanfteren Gefühlen keinen Raum."

„Da hast du recht! Sanftere Gefühle ziemen mir nicht, der ein furchtbares Schicksal den Vater, die Mutter, den Bruder raubte! Sanftere Gefühle! Soll ich sie am Ende für euch hegen, die ihr schuld seid an meiner Familie Verderben, schuld an meinem Jammer?"

„Lori? Der Schmerz macht dich ungerecht. Bedenke doch, daß dein Vater in Verhältnissen lebte, in denen Tausende leben und leben müssen! Daß er sogar bevorzugt war — daß es ihm besser ging als vielen seiner Genossen? Was konnte mein Vater, was konnten wir dafür, wenn er so verblendet, so unzufrieden war mit seinem Lose? Er war ein Arbeiter in meines Vaters Dienst. Und mein Vater war und ist kein harter Herr!"

„Ein Fabrikherr! Das sagt alles!"

„Undankbare! Wäre es so, wie du sagst, du wärest nach der unseligen That deines Vaters nicht in unser Haus aufgenommen worden, du wärest nicht wie ein Mitglied unserer Familie gehalten, hätten nicht wir uns bemüht, deinen Kummer durch eine sorgfältige Erziehung gemildert ... Lori, bedeutet mir doch nicht eine eine Schwester geliebt?"

Das Mädchen gab keine Antwort.

„Und mehr als wir alle doch ich dich liebt, Lori? Du weißt du nur zu gut. Und doch bist du so hart, so grausam gegen mich!"

Ein Blitz des Hasses aus Loris Auge sprühte.

„Ich verzichte auf deine Liebe, Guntram!"

Der junge Mann wußte zunächst nichts. Er erbleichte — langsam wendete er sich und sagte:

„Ja — dann freilich!"

Und er ging.

Sie rief ihn gehen. Ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, setzte sie sich ins Gras und mühte an den Blumen herum. Erst als er schon über die Wiese geschritten war, erhob sie sich und ging ihm nach. Sie schlug nicht denselben Weg ein, wie er, und schlenderte bergab ins Thal. Während er sich durch eine Gartenpforte in das Herrenhaus, das sich zwischen schattigen Bäumen erhob, sich begab, zweigte sie von demselben ab und ging auf der vom Kohlenschutt ganz schwarzen Straße weiter, bis sie das Ziel ihrer Wanderung erreichte — den Friedhof.

In einem versteckten Winkel an der Mauer, wo, von einer Trauerweide beschattet, ein Holzkreuz auf einem über und über mit Gras und Blumen bewachsenen Grabhügel sich erhob, ließ sich das Mädchen nieder.

Kein Gebet kam über ihre Lippen — vor sich hinstarrend, schien sie das Ereigniß, das sie nicht vergessen konnte, im Geiste neuerdings zu durchleben.

Ihr Vater, Ferdinand Richter, stand vor ihr. Sie sah ihn, wie er in's Zimmer trat und zur Mutter, die vor einem Nähtischchen am Fenster saß, mit finsterer Miene sagte:

„Ja, nähe nur! Kennst du das Gedicht von Freiligrath, in dem er den armen Weberjohn schildert, der ein Päckchen Leinwand an Rübezahl verkaufen will? Nun wohlan, auch du wirst bald, wie der Weber, zum Hungertuch das Leichentuch weben!"

Auf der Mutter bange Frage, was er damit sagen wolle, erwiderte er: „Ich bin mit fünfzig Genossen entlassen. Diese sind ledige Leute und können sich leicht forthelfen — was aber soll ich thun, der ich verheirathet und Familienvater bin?"

Die Mutter rang dann weinend die Hände und die elfjährige Lori, sowie der kaum fünfjährige Ferdinand schluchzten laut. —

Und wieder sah das Mädchen den Vater — diesmal aber nicht als einen Lebenden, sondern als blutüberströmte Leiche mit durchschossener Schläfe. Und am Boden lag die Mutter mit einer klaffenden Wunde am Halse, das ebenso hingemordete Söhnlein in den starren Armen haltend.

Lori war verschont geblieben. Sie kam aus der Schule, als sie eine Menge Leute vor der Elternwohnung stehen sah und als sie eintrat, bot sich ihr das grausenerregende Bild.

Richter war vor seiner Verheirathung ein sehr fleißiger und geschickter Arbeiter gewesen. Auch nachdem er Ehemann und Familienvater geworden, hielt er sich noch jahrelang, wenigstens äußerlich brav und ordentlich, obschon er oft klagte, daß es nicht möglich sei, mit dem Lohne, der kaum für einen einzelnen reiche, Frau und Kinder zu ernähren.

Seitdem jedoch der Fabrikbesitzer v. Reden-Weinheim, welch letzteres Prädikat sich derselbe, seit er geadelt worden war, beigelegt hatte, der sozialdemokratischen Agitationen wegen, die sich von Tag zu Tag mehr geltend zu machen wußten, die Zügel straffer anspannte und einige der gefährlichsten Hetzer entließ, regte sich in Richter der Geist des Widerspruches. Vorerst nahm er sich seiner „gemaßregelten" Genossen an, dann ging er zu offener Empörung über. An der Spitze einer Arbeiterdeputation erschien er im Herrenhause, das von der Fabrik und der Ortschaft Weinheim etwa zehn Minuten entfernt war und verlangte von dem Fabrikherrn Lohnerhöhung und Verkürzung der Arbeitszeit. Das war gerade nichts Neues und hätte wahrscheinlich in gewöhnlicher Weise zu Unterhandlungen, wie sie zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vorzukommen pflegen, geführt, wenn nicht Richter im Falle der Nichtbewilligung der Forderungen mit einem allgemeinen Ausstande gedroht hätte.

Herr v. Reden, der durchaus kein Protz und keineswegs hartherzig war, versuchte es in eigener Person, Richter den Standpunkt klar zu machen und ihn zu ermahnen, den Weg ruhiger Diskussion nicht zu verlassen; dieser jedoch — seit längerer Zeit schon in gereizter Stimmung und beeinflußt durch ein Schreiben, welches er durch Vermittelung eines seiner entlassenen Kameraden von dem sozialistischen Centralkomite in der Hauptstadt erhalten hatte, entgegnete barsch, er brauche keine Belehrung. Was er begehre, sei Gerechtigkeit und die Ermöglichung eines menschenwürdigen Daseins der Arbeiter. Der Fabrikherr, der sich bewußt war, weder ungerecht zu sein noch seine Arbeiter auszubeuten, brach die Unterhandlung ab und erklärte, es stehe den Arbeitern frei, den Dienst zu künden, ihm aber auch, denen zu künden, welche sich in die Fabrikordnung nicht fügen wollen. Die Arbeitsdauer hänge nicht von dem Wunsche einzelner, sondern von der Einrichtung der Fabrik ab, und was den Lohn betreffe, so sei derselbe nach dem Maße der Leistung bemessen. Daß er jedoch einer entsprechenden Verbesserung nicht abgeneigt sei, habe er schon mehrmals bewiesen und werde es auch in Zukunft beweisen, wenn die Arbeiter ihm mit Vertrauen und in vernünftiger Weise entgegenkämen.

Auf das hin suchte Richter die Arbeiter der Redenschen Fabrik zu einem allgemeinen Ausstand zu bewegen. Es wurden nächtliche Versammlungen gehalten; ein sozialistischer Abgeordneter kam aus der Hauptstadt und hielt nach bekannter Parteischablone eine „flammende" Rede gegen den „volks- und arbeiterfeindlichen" Kapitalismus und über das, seiner Meinung nach, einzige Mittel, die Tyrannei zu brechen.

So lange er in allgemeinen Redensarten sich erging, fand er aufmerksame Zuhörer und fehlte es ihm nicht an beifälliger Zustimmung; als er aber in Invektiven gegen Reden sich erging, ließen sich Zwischenrufe vernehmen. Mehrere der älteren und besonneneren Arbeiter, sei es, daß sie einige Anhänglichkeit an ihrem Brotherrn fühlten, sei es, daß sie von einer friedlichen Vereinbarung mehr als von einem Streit erhofften, unterbrachen den Redner und erklärten, nicht mitzuthun. Ihnen schlossen sich auch jüngere Genossen an und so wurde das Projekt, einen allgemeinen Ausstand in Szene zu setzen, vereitelt. Damit war es auch um den Erfolg der ganzen Aktion geschehen. Nach einem kurzen und fruchtlosen Lohnkampfe wurden die nur „verführten" Genossen wieder aufgenommen, die Rädelsführer aber, unter ihnen Richter, definitiv entlassen.

Deshalb wäre Richter noch nicht verloren gewesen; er aber hatte sich in die sozialistischen Theorien so verrannt, daß er die Ruhe des Herzens und die Besinnung einbüßte. Wie bei derart erregten Naturen es manchmal geschieht, glaubte er wohl, durch eine Schreckensthat der Sache, die er vertrat, zu nützen — wollte er Rache nehmen oder glaubte er damit seiner Sache zu nützen, — genug, er dachte daran, Herrn v. Reden zu ermorden. Während er aber fast keines guten Gedankens mehr fähig zu sein schien, erfaßte ihn doch ein tiefes Mitleid im Hinblick auf sein geliebtes Weib und seine Kinder, die er — als flüchtiger oder gefangener Verbrecher — einem namenlos traurigen Schicksale überantwortet sah und so faßte er den Entschluß, diese und sich selbst von allem Elende, wie er meinte, zu befreien. Seltsam war es hierbei, daß er seine Tochter am Leben ließ. Es blieb unaufgeklärt, was ihn hierzu bewog. Vielleicht tauchte der schwarze Gedanke eben, da sie abwesend war, in ihm auf und schritt er sofort an die Ausführung oder wollte er ein Mitglied seiner Familie zurücklassen als Anklägerin, als Rächerin? Wer konnte es sagen?

Die Todten schweigen. — — —

2. Kapitel.

Als Guntram in das Speisezimmer eintrat, fand er schon seine Eltern und seine beiden Schwestern bei Tische. Er ließ sich, etwas verlegen, auf seinen Sessel nieder und versuchte, an der Mahlzeit theilzunehmen. Es wollte ihm jedoch nicht munden.

„Hast du keinen Appetit, Guntram?" fragte Herr v. Reden, indem er seinem Sohne einen eigenthümlichen Blick zuwarf.

Helene, Guntrams ältere Schwester, eine anmuthige Brünette, antwortete statt des Bruders, während sie ein schelmisches Lächeln nur halb zu unterdrücken vermochte:

„Es fehlt noch jemand bei Tische — das dürfte der Grund sein, warum Guntram das Essen nicht schmeckt."

Und die blonde „Frizzi", das jüngere Schwesterchen, fügte hinzu:

„Er wird diesen jemand gesucht haben!"

„Spottet nicht, Schwestern! Ich bin nicht gelaunt, auf euere Scherze einzugehen," sagte Guntram, ohne die lieblichen Mädchen anzublicken.

„Ich finde auch," bemerkte nun Frau v. Reden, „daß dies kein Anlaß zu Scherzen ist, man muß vielmehr ganz im Ernste über diese Sache sprechen. Guntram erschöpft sich in Aufmerksamkeiten für dieses schwarzgallige, undankbare Geschöpf, das um so boshafter und unartiger sich gebärdet, je liebenswürdiger man mit ihr ist. Es ist wahrlich an der Zeit, diesem Wildfang in anderer Weise entgegen zu treten."

„Beurtheile Lori nicht zu hart, Mama! Sie ist so unglücklich!"

„Unglücklich! Zugegeben; wir aber haben jahrelang die größte Rücksicht für sie gehabt, wir haben sie unseren Kindern gleich gehalten und alles gethan, sie zu trösten. Wir haben uns ihre bösen Launen gefallen lassen und sie entschuldigt, mehr als gut war. Der Dank dafür war und ist, daß sie als ihr Recht beansprucht, was Gnade ist, daß sie unsere Liebe mit Haß vergilt. Ist es nicht so, Wilhelm?"

„Es ist so, leider!" bestätigte Herr v. Reden.

„Ich muß gestehen," fuhr Guntrams Mutter fort, „daß dieses aus purer Nächstenliebe angenommene Kind wie ein dunkler Flecken auf dem Glanze unseres Hauses erscheint — es hat mir viele bittere Stunden verursacht, und oft, ja sehr oft, habe ich den Wunsch gehegt, es nie gesehen zu haben."

„Ein gutes Werk, meine Liebe, darf man hinterher nicht in dieser Weise kritisieren," sagte Herr v. Reden hierauf, „sonst verliert es seinen Werth."

„Ich weiß nicht," gestand Frau v. Reden freimüthig, „ob ich überhaupt ein gutes Werk beabsichtigte; ich ließ es mir gefallen, daß dieses Frauenzimmer in unser Haus kam, weil du es wünschtest. Immer aber hatte ich das Gefühl, daß wir es zu bereuen Grund haben würden."

Guntram erhob sich von seinem Sitze; er ging zum Fenster, dessen Putzenscheiben das Tageslicht dämpften. Vielleicht sollten sie auch lebhafte Empfindungen dämpfen, um die Eßlust mehr zu erregen. Guntram aber wendete sich ihnen zu, weil er seinen Kummer verbergen wollte.

Er konnte seiner Mutter nicht ganz unrecht geben — hatte er doch selbst vor einer halben Stunde erfahren müssen, wie Lori freundliches Entgegenkommen vergalt. Die barsche Abweisung, das harte Wort: „Ich verzichte auf deine Liebe, Guntram," war ihm wie ein Dolchstich ins Herz gefahren. Trotzdem thaten ihm die Aeußerungen der Mutter weh.

Die Schwestern Guntrams, die vor einer Weile am Dessert ein wenig genascht, standen ebenfalls auf und gingen Arm in Arm ins Nebenzimmer. Herr und Frau v. Reden jedoch setzten das Gespräch fort, ohne sich um die Mädchen zu bekümmern. Nur nach Guntram sah Herr v. Reden manchmal hin, während seine Gemahlin sich immer mehr ereiferte, ohne Rücksicht auf ihren Sohn oder vielleicht in der Absicht, ihm ihre Ansichten über Lori recht klar zu machen. Mütterliche Besorgnis wirkte dabei mit. Sie hatte schon lange mit Unmuth erkannt, daß Guntrams Interesse für das angenommene Mädchen ein anderes war, als nur das eines ehemaligen Spielgefährten, den das Mitleid für eine arme Waise bewegte. Ihren Töchtern war dies sogar aufgefallen und da dieselben den Bruder zärtlich liebten, machte sich eine Art von unschuldiger Eifersucht geltend, die sich in gewissen Neckereien und Spottreden äußerte. Frau v. Reden sah in all dem aber eine Gefahr, der rechtzeitig zu begegnen sie für ihre Pflicht hielt.

„Wenn wir," sagte sie, „das Mädchen unseren Kindern gleich hielten und es niemals Abstand zwischen ihm und diesen fühlen ließen, so folgt daraus nicht, daß Lori ihnen gleich ist — wäre sie nicht so von Dünkel und Hochmuth erfüllt, so müßte sie selbst das fühlen und sich danach betragen. Ich behaupte nicht, daß wir frei von Schuld hierbei sind; wie oft, wenn sie ihres Ungehorsams und ihrer Bosheit wegen Züchtigung verdient hätte, ließen wir ihr die Strafe, damit es nicht scheine, als behandelten wir das fremde Kind hart. Das rächt sich jetzt. Unerträglich aber ist es, daß wir unser Familienglück, die Ruhe unseres Hauses durch eine Person stören lassen sollen, deren Vater, weil er sich nicht einschränken und bescheiden leben wollte, wie es sich für einen Arbeiter geziemt, ein Verbrecher, ein dreifacher Mörder wurde."

Guntram wendete sich jetzt um und trat wieder an den Tisch heran. „Mutter," rief er und eine dunkle Röthe überlief sein Antlitz, „du mußt auch Milderungsgründe gelten lassen. Loris Vater war kein unbescheidener Mensch; er spielte nicht, er war nicht dem Trunk ergeben. Vielleicht hätte er sich leichter fortbringen können, wenn er sein Weib zur Fabrikarbeit herangezogen hätte; so wollte er sie schonen und die Mutter den Kindern überlassen. Und das, glaub' ich, gereicht dem bedauernswerthen Manne zur Ehre."

„Hat dir das Lori gesagt?"

„Nein, — Papa hat es ja doch selbst erzählt."

„Gut — aber an der Thatsache, daß Richter ein dreifacher Mörder wurde, ändert das nichts. Und auch daran nichts, daß Lori die Tochter dieses Mörders ist."

Nun nahm Herr v. Reden das Wort: „Rege dich nicht zu sehr auf, ich bitte dich. Du aber, mein lieber Guntram, solltest nicht immer gegen deine Mutter Partei für Lori nehmen. Merkst du denn nicht, wie sehr du sie und auch mich dadurch kränkst?"

In demselben Augenblicke trat der Diener ein und meldete, daß „Fräulein Lori" soeben nach Hause gekommen sei. Ob er sie in den Speisesaal führen oder ob er ihr das Mittagessen in ihrem Zimmer servieren solle?

„Keines von beiden!" befahl der Fabrikherr. „Das fehlte noch, daß sie nach ihrem Belieben zum Speisen käme oder nicht."

Der Diener entfernte sich.

„Ich bitte dich, Papa, und auch dich, Mama, um Verzeihung," sagte Guntram, nachdem die Thür sich geschlossen, „wenn ich mit zu großem Eifer mich um das arme Mädchen annahm; heute jedoch verdient sie allerdings Rücksicht, denn es ist der Jahrestag des großen Unglücks, das sie zur Waise machte."

„Rücksicht?" wendete sich Frau v. Reden fragend an ihren Sohn. „Wir sollten Rücksicht üben, sie aber nicht? Sie will durch ihr Fernbleiben von der Mittagstafel gegen uns demonstrieren, weiter nichts."

„Sie trauert und wenn man trauert, ist man gern allein."

„Guntram, du verstehst dieses Geschöpf nicht. Du bist, gottlob! noch zu naiv, um die ganze Tücke eines boshaften Mädchens zu durchschauen. Ich will dir auch weiter nichts darüber sagen, nur bitten will ich dich als Mutter, dich um diese Lori nicht zu bekümmern und es uns zu überlassen, sie auf den rechten Weg zu bringen."

„Ja, — und dann," fügte Herr v. Reden hinzu, „sollst du an etwas anderes und Wichtigeres denken. Die Staatsprüfungen —"

„Die Staatsprüfungen, lieber Vater, werde ich zu rechter Zeit ablegen. Da sei nur außer Sorge."

Damit empfahl sich der junge Mann von seinen Eltern und begab sich, ein Buch zu sich steckend, in den Park, der sich hinter dem Herrenhause bis an den Fuß des Berges hin erstreckte.

Helene und Frizzi kamen inzwischen wieder in das Speisezimmer, wo Frau v. Reden ihrem Gemahl ein Schälchen Mokka kredenzte, den sie selbst in einer Spiritusmaschine bereitete.

Die Mädchen erbaten sich von der Mutter die Entscheidung in dem Streite, den sie hinsichtlich des Aeußeren Loris begonnen hatten, indem sie von der Frage ausgegangen waren, was denn eigentlich Guntram an derselben so sehr gefalle? Helene behauptete, Lori sei gar nicht hübsch, Frizzi dagegen hob die elegante, stolze Gestalt und die dunklen Augen hervor, was ihrer Meinung nach genügend war, um Lori das Prädikat „interessant", wenn nicht „schön" beizulegen. Die Mutter entschied dahin, daß Lori für den Augenblick noch zu wenig entwickelt sei, um ein endgültiges Urtheil über ihr Aeußeres abgeben zu können, daß sie aber über Nacht zu einem hübschen Mädchen erblühen könne, obwohl — das setzte sie hinzu — ihr Blick immer etwas Lauerndes, Heimtückisches haben werde, was ihr die Anmuth raube.

„Das heißt," sagte Herr v. Reden, „so lange es ihr nicht darum zu thun ist, heiter und freundlich dreinzusehen."

„Bei uns fällt ihr das aber nicht ein!" bemerkte Helene.

„Der arme Guntram!" meinte Frizzi. „Was er sich bemüht, einen freundlichen Blick dieses „Drachen" zu erhaschen — und alles ist umsonst!"

„Kann denn ein Drache auch eine stolze Gestalt und schöne Augen haben?" fragte neckend Helene.

„Natürlich, — nur muß er als Mensch erscheinen. So kann er unter der Maske einer lieblichen Waldfrau den einsamen Wanderer berücken und in seine Höhle locken—"

„Um ihn dort aufzufressen. Ich will hoffen, daß unserem Brüderchen dieses traurige Schicksal erspart bleibt."

„Das beste Mittel, ihn zu retten," sagte Frau v. Reden, „wäre, das Mädchen aus unserem Hause zu entfernen. Ich habe schon darüber nachgedacht und meine, man sollte ihr einen guten Dienstplatz in der Hauptstadt verschaffen."

„Liebe Zia," — so nannte Herr v. Reden seine Frau, — „was du da vorschlägst, ist an sich richtig; ich müßte es mir aber doch gründlich überlegen, ehe ich meine Zustimmung gäbe und zwar unserer Arbeiter wegen. Sie betrachten es als eine Auszeichnung, daß das Mädchen in meinem Hause ist, und halten sich, wie ich bestimmt weiß, mit Rücksicht darauf in den Grenzen der Mäßigung. Es würde jedenfalls böses Blut machen, wenn wir Lori anderswo unterbrächten."

„Trotzdem bleibe ich bei meiner Ansicht. Mag sein, daß die Arbeiter sich bis jetzt ein wenig zurückhielten — ich sage, bis jetzt. Nun aber dürfte Lori selbst die Ursache sein, wenn es anders werden sollte."

„Wieso? Ich verstehe das nicht."

„Helene, gieb du dem Papa hierüber Aufschluß."

Helene kam dieser Aufforderung nach. „Ich habe erfahren," erzählte sie, „daß Lori geheime Verbindungen mit den Arbeitern angeknüpft hat. Zu welchem Zwecke, konnt' ich nicht ermitteln. Daß sie aber, besonders seit dem heurigen Frühjahre, oft mit Arbeitern verkehrt, weiß ich gewiß. Auch habe ich sie selbst schon aus dem Hause Wernharts herauskommen sehen."

„Nun, nun, Helenchen! dahinter braucht man keine Verschwörung zu wittern," entgegnete der Fabrikherr. „Wernhart war der Freund ihres Vaters; auch hat er eine schwerkranke Frau, der Loris Besuche wohl zunächst gelten werden."

„O, sie besucht auch andere Arbeiter," warf Frizzi ein, „die keine kranken Frauen haben."

Herr v. Reden mußte lachen. Frizzi hatte oft so gute Einfälle und brachte dieselben in so komischer Weise zum Ausdruck, daß sie alle Anwesenden heiter stimmte. Helene nahm die Sache ernster, obwohl es auch ihr nicht an Humor gebrach. Sie spielte sich gern auf die Aeltere und Erfahrenere Frizzi gegenüber hinaus, die sich aber dadurch nicht sehr imponieren ließ. So kam es manchmal zu kleinen Plänkeleien, obgleich sich die Schwestern, sowie alle drei Geschwister, überaus lieb hatten. Diesmal aber stimmten Helene und Frizzi in der Annahme überein, daß Lori nicht aus purer Nächstenliebe Besuche bei den Arbeitern mache. Ihre Bundesgenossin war die Mutter und so mußte sich Herr v. Reden überstimmen lassen, wenn er auch nicht ganz überzeugt war, daß Frau und Töchter im Rechte seien. Mit Lori aber unter allen Umständen sich auszusprechen und sie ins Verhör zu nehmen, daß beschloß er im stillen.

3. Kapitel.

Unter den obwaltenden Umständen war es wohl kein Glück für Leonore Richter, daß sie in das Haus des reichen Fabrikbesitzers aufgenommen und so gut wie ein Mitglied der Familie erzogen und gepflegt wurde. Als sie in diesen Kreis eintrat, war sie noch zu jung, um die Größe der Wohlthat, die ihr zu theil wurde, in ihrem ganzen Umfang würdigen zu können und den Umschwung in den Verhältnissen vollständig zu erkennen. Sie glich einem Bettelkinde, dem ein vornehmer Herr ein Goldstück reicht. Es nimmt das glänzende Almosen wie ein anderes und bringt es der Mutter oder dem Vater ebenso, wie wenn es ein Silberstück oder eine Handvoll Kupfermünzen empfangen hätte. Leonore war aber alt genug, um den Unterschied zwischen ihrem früheren Leben und dem jetzigen insofern zu verstehen, daß sie schmerzlich davon berührt war, wenn sie den Reichthum und das Wohlleben im Herrenhause mit dem Elende in der Wohnung ihres Vaters verglich. Wie gut sie's jetzt hatte und wie schlecht es ihren armen Eltern gegangen war! Warum konnte es diesen nicht auch so gut gehen? Warum mußte der Vater sterben und die Mutter und das Brüderchen, dessen sie nicht gedenken konnte, ohne von bitterster Wehmuth ergriffen zu werden! Ein kleiner Theil von dem, was in dem prächtigen Hause des Fabrikherrn vorhanden war, hätte genügt, ihre ganze Familie glücklich zu machen. Nun hatte sie genug zu essen, hatte schöne Kleider, konnte spazieren gehen und war reichlich mit Spielzeug, mit Bilderbüchern, mit Zeichen- und Schreibrequisiten versehen — aber der Vater war todt, die Mutter war todt und der kleine Ferdinand war todt. Wenn sie sich nach Kinderart dieser Sachen freute, so erinnerte sie sich im nächsten Augenblicke der Ursache, der sie dieselben verdankte — und da setzte sie sich in einen Winkel und weinte. Noch war sie in ihrem Denkvermögen nicht so weit fortgeschritten, daß sie aus dieser traurigen Betrachtung Schlüsse zog, um den Gegensatz zwischen arm und reich als eine Ungerechtigkeit zu empfinden, der die Ihrigen zum Opfer gefallen seien. Nach und nach jedoch lernte sie das verstehen, und es that ihr weh, daß sie an dem Leben der Reichen als vom Haus aus armes, verlassenes, unglückliches Waisenkind theilnehmen durfte. Sie meinte, daß man ihr das alles aus Mitleid gebe und anstatt sie zur Dankbarkeit zu bestimmen, regte sich Widerwillen und Zorn in ihr. Sie glaubte zu bemerken, daß die vornehmen Kinder des Hauses ungern mit ihr spielten, daß die Dienstboten sie diesen nicht gleich achteten, daß sie bei Familienfesten und zu Weihnachten nicht so liebevoll bedacht wurde, als die anderen Kinder. Ohne Zweifel war dies, wenigstens sehr oft, eine Einbildung; sie in dieser Weise zu kränken, dazu waren die Mitglieder der Familie des Fabrikherrn zu edel.... für ihr Empfinden blieb es aber gleich, ob es sich so oder so verhielt. Den Unglücklichen beherrschen seine Gefühle, nicht die äußeren Thatsachen.

Da sie jedoch keine Veranlassung fand, irgend jemand den Zustand ihres Innern zu enthüllen, im Vertrauen auf entgegenkommendes Verständnis, zu sagen, was sie leide, so wurde sie verschlossen und mürrisch, was ihr als Bosheit und Widerspenstigkeit ausgelegt wurde. Anfangs mit Unrecht — bald aber mit Recht; denn sie fing an, ihre Wohlthäter mit ganz anderen Augen anzusehen, als diese erwarten durften; es war ihr unangenehm, wenn man freundlich und herzlich mit ihr sein wollte; die unverkennbare Zuneigung Guntrams belästigte sie, und schließlich konnte sie sich nicht verhehlen, daß es ein Gefühl des Hasses war, das ihre Seele verdunkelte. Konnte sie sich dann wundern, wenn man sie nicht mehr so freundlich behandelte, wie zur Zeit, da man sich ihrerseits nichts Bösen versah? Konnte sie sich wundern, daß die beiden so liebenswürdigen Mädchen, Helene und Frizzi, sich von ihr zurückzuziehen begannen und was früher alle drei gemeinsam thaten, nun ohne Lori abmachten, wodurch es allerdings den Anschein gewann, als wollten sie mit ihr überhaupt nicht mehr zusammenleben? Loris Mißtrauen war begreiflich, aber auch den Töchtern des Hauses konnte man es nicht verdenken, wenn sie von ihrer „Ziehschwester" nicht sehr erbaut waren. (Fortsetz. folgt.)

Die Sozialdemokrat
und ihre Väter.

Erzählung von Konrad v. Bol

Zweiter Teil.

IX.

Entweder — Oder.

Fortsetzung.

„Um Vergebung, Exzellenz"
Herr Gottfried, „die Revol
kommt nicht von unten, so
von oben!"

„Von oben? Wie verstehe
das?" forschte befremdet der
nister.

„Ich kann die Frage nicht b
worten, ohne Gefahr, unange
zu berühren."

„Reden Sie frei von der L
Herr Direktor! Sie wissen,
hoch ich Ihre Kenntnisse un
fahrungen schätze und ich m
hieraus für das Gemeinwohl
winn ziehen. Leider wird
Staatsbeamten gar selten r
Wein vorgesetzt, — ich wäre I
dankbar für diese kostbare Gal

„Exzellenz haben die Zerstö
des religiösen Glaubens ein
brechen wider die Gesellschaf
nannt, — mit Recht! Wer nu
beitet seit Jahren planmäßig a
Zerstörung des religiösen Glaub
Der moderne Staat im Dienst
liberalen Zeitgeistes. Mit fli
den Fahnen ist er, nämlich der
derne Staat, in das Lager des S
ismus eingezogen. Er schied
von den früheren Lebensbedin
gen seiner Existenz, indem er
christliche Fundament, auf de
ruhte, verließ und zerstören
Die Religion besteht nur inso
noch für ihn, als sie seinen Z
ressen dient. Man scheint gä
zu übersehen, daß ohne Gott
Religion, und ohne Religion
Moral möglich ist."

Hilsburg machte abwehr
Handbewegungen.

„Sie gehen zu weit! Der Go
lästerer ist strafbar vor dem G
und der Eid bei dem allwisse
Gott ist auch dem modernen Re
staate heilig. Sohin ist der
wurf des Atheismus unzutreffe

„Beide Fälle sind Inkonsequen
des atheistischen Staatswese
entgegnete Ehrwart. „Die Go
lästerung bestraft der Staat,
die Gottesleugnung läßt er öf
lich lehren, sogar die Kinder in
sem Geiste unterrichten. Er ge
tet konfessionslose Volksschulen
Schulen, in denen Gottes D
geleugnet und die geoffenbarte
ligion verhöhnt werden darf. D
die ekelerregende Erscheinung
wisser liberaler, gottesleugneri
Lehrervereine, die sich ihres
glaubens rühmen und die Ki
in ihrem Geiste erziehen dürf
Ich wüßte kein wirksameres Mi
in den Volksmassen die Relig
die sittliche Kraft und Frömmig
gründlicher zu vernichten, als
staatlich anerkannten, in sole
Geiste geleiteten konfessionsl
Volksschulen. Hier züchtet der S
seine Todfeinde, die Sozialde
kraten und Anarchisten. Nicht
der läßt er auf manchen Hochsch
seinen Bestand untergraben.
Lehrstühlen mancher Universit
wird die Nichtexistenz eines per
lichen Gottes wissenschaftlich zu
weisen versucht, und hieraus
Lächerlichkeit des religiösen G
bens gefolgert. Die Bibel ist
Märchenbuch, die Person Ch
eine mythische Figur. Die ka
lische Kirche ist eine Zwangsan
für Geistesknechtschaft und
dummung. Die Priester sind He
ler und Betrüger, welche mit
und Teufel das unwissende
schrecken, um es unter das Joch
erträglicher Sittlichkeitsgesetze
beugen. Werden solche Lehren
nicht immer nackt vorgetragen,
dern mit pseudowissenschaftli
Floskeln und schönrednerisc
Phrasen umkleidet, so üben sie
die jugendlichen Zuhörer desto
kere Wirkungen. Und diese Zuh
sind dazu berufen, nach ein
Jahren im Staate Lützelburg
flußreiche Stellungen zu bekle
Solche Beamten, ohne Glaube
Gott und ohne Religion, we
ihrer Gesinnung gemäß ihres
tes walten. Sie werden die Pri
verachten als Prediger des A